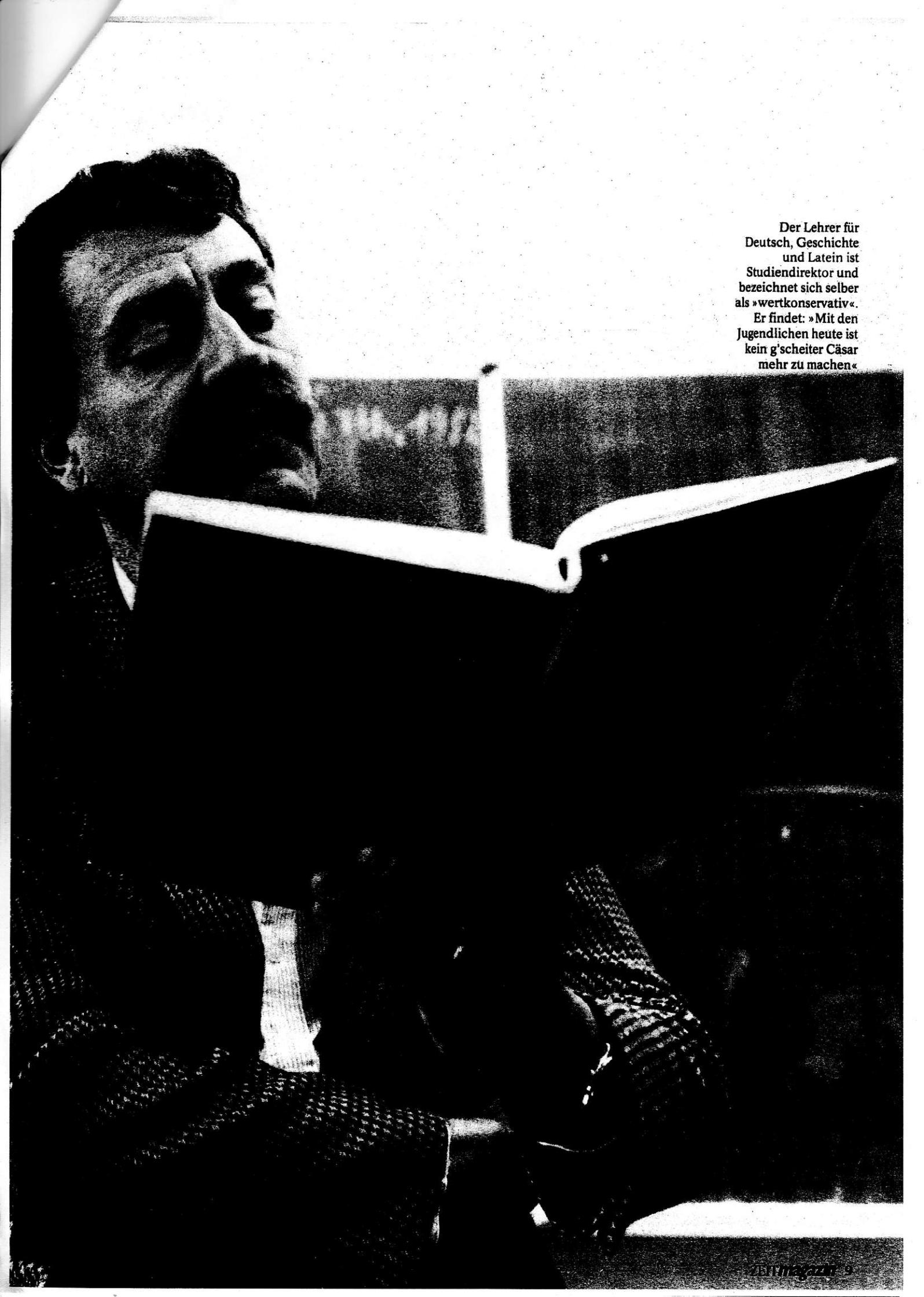


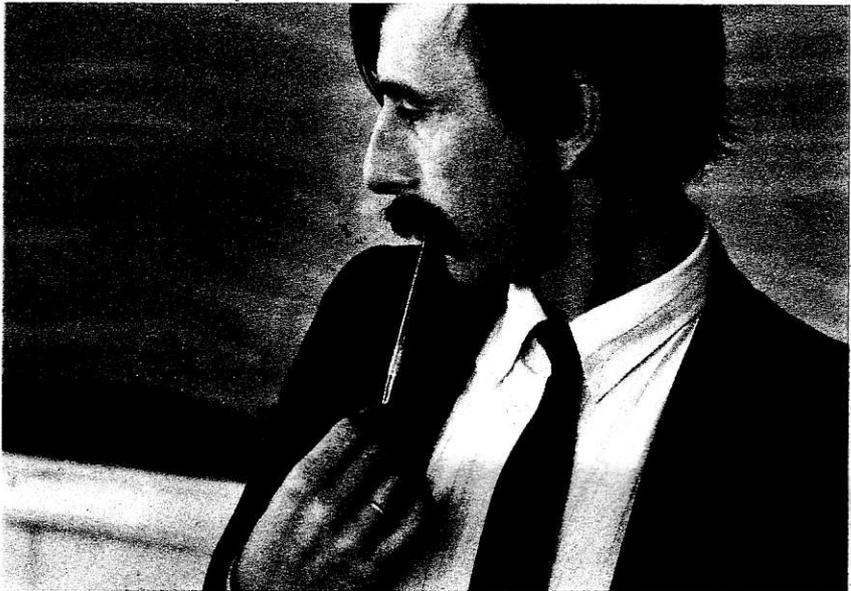
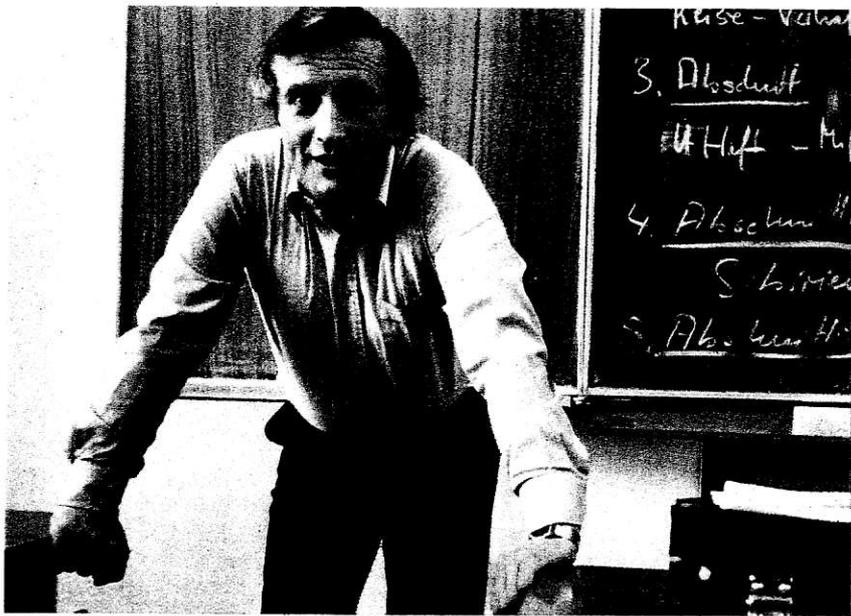


# DIE PAUKER

Lehrer vergißt man nicht wie  
andere Leute: Warum die gefürchteten  
auch noch nach 15 oder 20 Jahren  
in Alpträumen spuken, die geliebten als  
rührende Erinnerung kaum  
verblassen, schildert Renate Just, die  
dem »Lehrkörper« eines  
bayerischen Gymnasiums einen  
Besuch abstattete



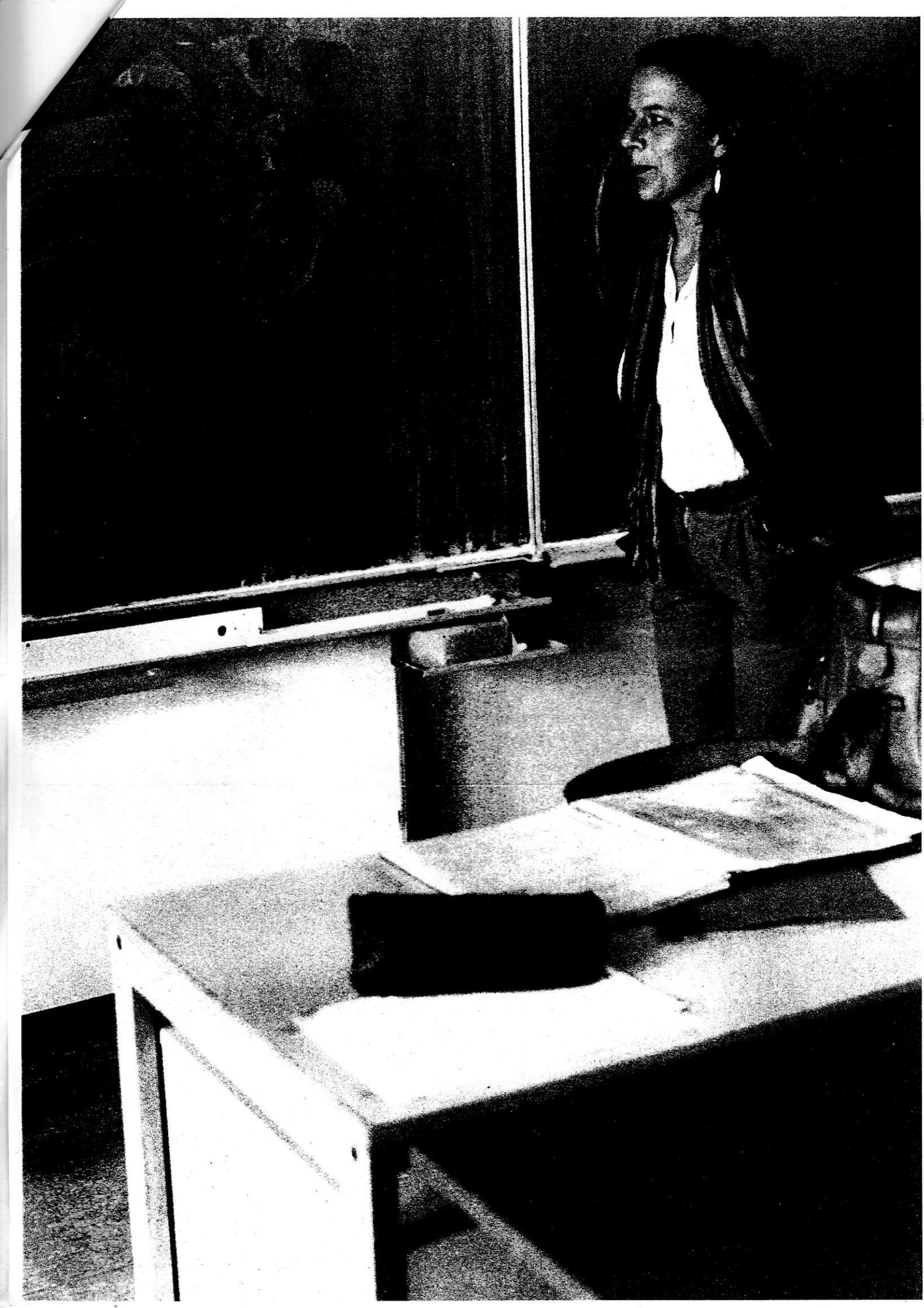
Der Lehrer für  
Deutsch, Geschichte  
und Latein ist  
Studiendirektor und  
bezeichnet sich selber  
als »wertkonservativ«.  
Er findet: »Mit den  
Jugendlichen heute ist  
kein g'scheiter Cäsar  
mehr zu machen«

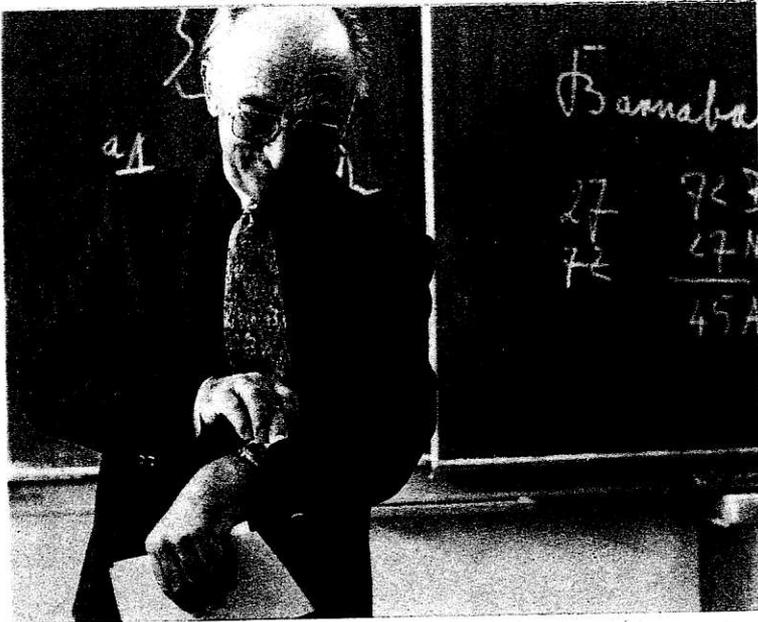


**»MEIN  
TRAUMJOB  
IST DAS  
NICHT«**

Die Deutschlehrer:  
Einer von ihnen (oben)  
ist CSU-Mitglied.  
Freimütig gibt er zu,  
gern Simmel zu  
lesen: »Ich muß doch  
nicht dauernd mit  
meinem Grass unterm  
Arm rumlaufen.«  
Sein Kollege (unten)  
gehört der SPD an,  
»ich bin so einer mit  
rotem Sternchen aus  
der Studentenzeit«.  
Kommentar des  
Schulleiters, als er ihm  
endlich sein Dokument  
»auf Lebenszeit«

aushändigen konnte:  
»Na, das war eine  
schwere Geburt.« Die  
Biologielehrerin (rechts)  
ist keine Beamtin.  
Sie ist nur angestellt  
und könnte von ihren  
800 Mark netto nicht  
leben, wenn ihr Freund  
nicht genügend für sie  
und die gemeinsame  
Tochter verdienen  
würde. Allerdings  
betrachtet diese junge  
Lehrerin den Bio-  
Vorbereitungsraum  
nicht als berufliche  
Endstation





## SEHR GEFRAGT: RELIGION UND SPIELE

Der Religionslehrer (oben) ist eigentlich seit drei Jahren im Rentenalter, aber sein Unterricht macht ihm soviel Spaß, daß er weitermachen darf. Vergnügen haben die Schüler dieses Gymnasiums sonst vor allem in dem reichhaltigen musischen Unterricht, den ihnen das Gymnasium bietet. Nicht nur die Kunst-erzieherin (unten)

und der Musiklehrer (rechts) haben regen Zulauf. Auch die Theatergruppen und das Schulorchester erfreuen sich so großer Beliebtheit, daß diese freiwilligen Aktivitäten ständig ausgebucht sind

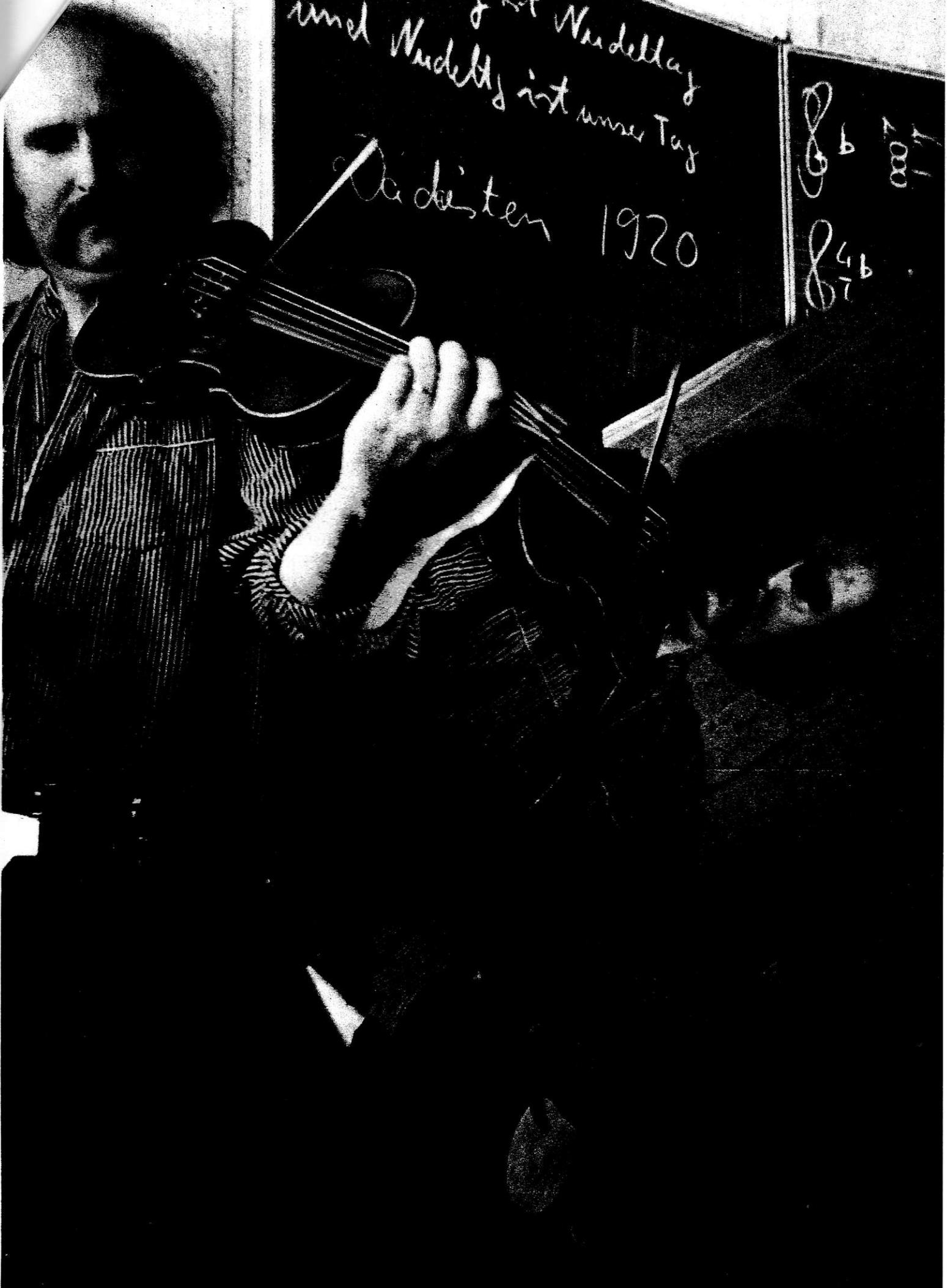


... ist Wandeltag  
... ist unser Tag

... 1970







## Ein Bericht von Renate Just und Herlinde Koelbl (Fotos)

Sie lassen sich nicht so einfach vergessen. Jeder von ihnen steckt bestimmt einigen tausend Leuten irgendwo im Hinterkopf. Die Bläßlichen vielleicht nur noch als eine Gesichtsfäche mit Brille drin, als ein zitronengelbes Twinset oder als eine bestimmte Art, mit verschränkten Armen am Heizkörper zu lehnen, sich die Kreide von den Händen zu waschen. Die Gefürchteten schleichen sich auch nach 15 Jahren noch manchmal in die Träume und malträtiert einen da weiter, wo sie damals aufhören mußten. Und an ein paar denkt man mit ein bißchen gerührter Zuneigung und wünscht sich, daß sie einen vielleicht auch nicht ganz vergessen haben: die Lehrer, die wir hatten.

Ob es den heutigen Schülern mit ihren Lehrern mal ähnlich gehen wird? Oder sind die bloß noch dienliche Punktelielieferanten oder auch ärgerliche Punkteverweigerer im Rennen um Uni-Platz und berufliche Zukunft, die da mit Aktentaschen und hektographierten DIN-A4-Stößen durch die Pausenhallen eines modernen Gymnasiums hasten, von 6b nach K13? Um ein paar von ihnen kennenzulernen, haben wir eine Zeitlang im Inneren eines „Lehrkörpers“ verbracht, und zwar am Gymnasium von G., einer größeren Wohngemeinde in der Nähe Münchens.

Obwohl ich selber mal Lehrer war, obwohl ich mit Lehrern befreundet bin: meine Vorurteile gegen diesen Berufsstand halten sich zäh. „Lehrerhaft“, das Etikett hat einen ironischen Beigeschmack, der mit den Schulmeister-Karikaturen von ehemals nichts mehr gemein hat. „Lehrerhaft“ fällt mir zum Beispiel bei Heiratsanzeigen ein, die von Schulpädagogen gerne aufgegeben werden: dieses gebildetempfindsame Potpourri aus einem Verlaine-Zitat als Eröffnung und dann Liebeswünschen auf der Basis von „nachdenklichen Wattwanderungen“ und Kamin-Hifi von Bach bis Bätles.

Ich mag diese lehrerhafte Fernreise-Vorliebe nicht, die dazu führt, daß sich, Dumont-Führer oder Prestel-Band in der na-

turledernen Umhängetasche, die Kollegen einen Sommer auf dem Inka-Trail, den anderen in Bali auf den Füßen rumtreten. Um dann in den Herbstferien beim Wein zwischen irgendwelchem Fachwerk wieder beieinander zu sein.

Ich habe was gegen die bei Lehrern weitverbreitete Passion für buchstabengetreues Kochen nach besseren Kochbüchern, gegen diese Essenseinladungen an musterhaft gedeckte Tische. Wo es schließlich halbe Ewigkeiten um die schwierige 7c geht und später womöglich ein jüngerer Kollege den ganzen Berufsstreß an den Nagel hängen und zu Bhagwan abwandern will. Ich kann nichts anfangen mit einem übereifrigen „pädagogischen Eros“, einer ständig plakatierten Vertrautheit mit „den Jugendlichen“, die jüngere engagierte Lehrer gerne herzeigen.

Ich mag nicht das Nörgeln über Lähmung und Verödung des Beamten-daseins und andererseits das wohlige Zurücklehnen in dessen Polster, begleitet von der Versicherung: ich hätte selbstverständlich auch was anderes machen können.

Das ist natürlich eine Anhäufung unfairer Klischees. Daß wir ihnen so nicht begegnen werden, ist uns klar, als wir zum ersten Mal seit Jahren wieder in einer Schulhalle stehen, im rennenden, rumpelnden Gedröhne, morgens Viertel vor acht. Die Lehrer, die im Gymnasium von G. gleichzeitig mit etwa 1500 Schülern angeschwemmt werden, schaffen es mit einer trainierten Mischung aus Schlangenhaftigkeit und Zielstreben, nicht dauernd angerempelt zu werden, was uns nicht gelingt.

### Was geht im Lehrerzimmer eigentlich vor?

Als erstes Kollegiumsmitglied treffen wir Frau Stadler\*, die als Frühaufsicht aus dem Gewoge ragt. Die 41jährige Oberstudienrätin wirkt sagenhaft ausgeschlafen, energiegeladen, aus dem Eingepell. Ihre unterrichtsgeschulte Stimme schneidet mühelos durch allen Tumult. „Wenn Sie Fragen haben, dites-le moi“, ermuntert sie uns. Und lädt uns gleich zu einer ihrer „extra-activities“, wie man so sagt, einer Probe zu „Le Bourgeois Gentil-

\*Alle Namen sind von der Redaktion geändert worden

homme“, mit „den Mausis von der Mittelstufe“. Frau Stadler, nicht schwer zu erraten, unterrichtet Englisch und Französisch, und es macht ihr Spaß, sagt sie, „mal so ganz locker von der einen in die andere Sprache zu springen“.

Wir schieben uns durch zu den Lehrerzimmern, von denen es in G. zwei gibt. Das erste, die „Lehrerbrücke“, ist ein verglaster Schlauch, mit ständig überfüllten Brauerei-Aschenbechern, in den auch Schüler vordringen können. Hinter den verschlossenen Türen des zweiten, des eigentlichen Lehrerzimmers herrscht jene gewichtige Sanctissimum-Atmosphäre, die einen draußen wartenden Schüler immer so neugierig macht: was geht da drin eigentlich vor?

Meistens, wenn wir reingucken, sitzen sie still und gesammelt an langen blanken Tischen, in größerem Abstand voneinander, und wühlen sich durch Mauern von bunten Heften. Es herrscht gedämpfte Bibliotheksstimmung, man redet automatisch halblaut. Die „einen“ fühlen sich hier mehr zu Hause, die „anderen“ in Zigarettenrauch, Gefrotzel und Stimmengewirr der Lehrerbrücke.

Obwohl uns einer von „drinnen“ scherzhaft sagt, „Hängen Sie aber nicht bloß draußen bei den Roten rum“: die politischen Fronten sind hier fließend. Sonst wäre unter den Stammgästen der Lehrerbrücke wohl kaum ein Deutschlehrer, der gleichzeitig CSU-Stadtrat ist.

Auch Ilse Schober raucht ihre Freistunden-Zigaretten gerne hier. Sie ist mir aufgefallen, weil sie mit ihrer wegstehenden roten Mähne, ihren für „den Schulrahmen“ originellen Klamotten nicht sehr lehrermäßig aussieht.

Bei ihr zu Hause vergißt man den asymmetrischen Betonberg des Gymnasiums von G. ganz schnell. Sie wohnt mit Malerfreund und gemeinsamer Tochter in einer Gründerzeitvilla am Starnberger See, in einer altmodisch-überwucherten Idylle, uneingerichtet, zusammengewürfelt, leger, nicht besonders ordentlich, aber mit vielen schönen Sachen und viel persönlichem Stil. Die Freunde sind meistens Künstler, und auch Ilse Schober hat keinen Lebensplan, der den Biologie-Vorbereitungsraum als berufliche Endstation vorsieht. „Jedes ‚Ein-Leben-lang‘ kann ich

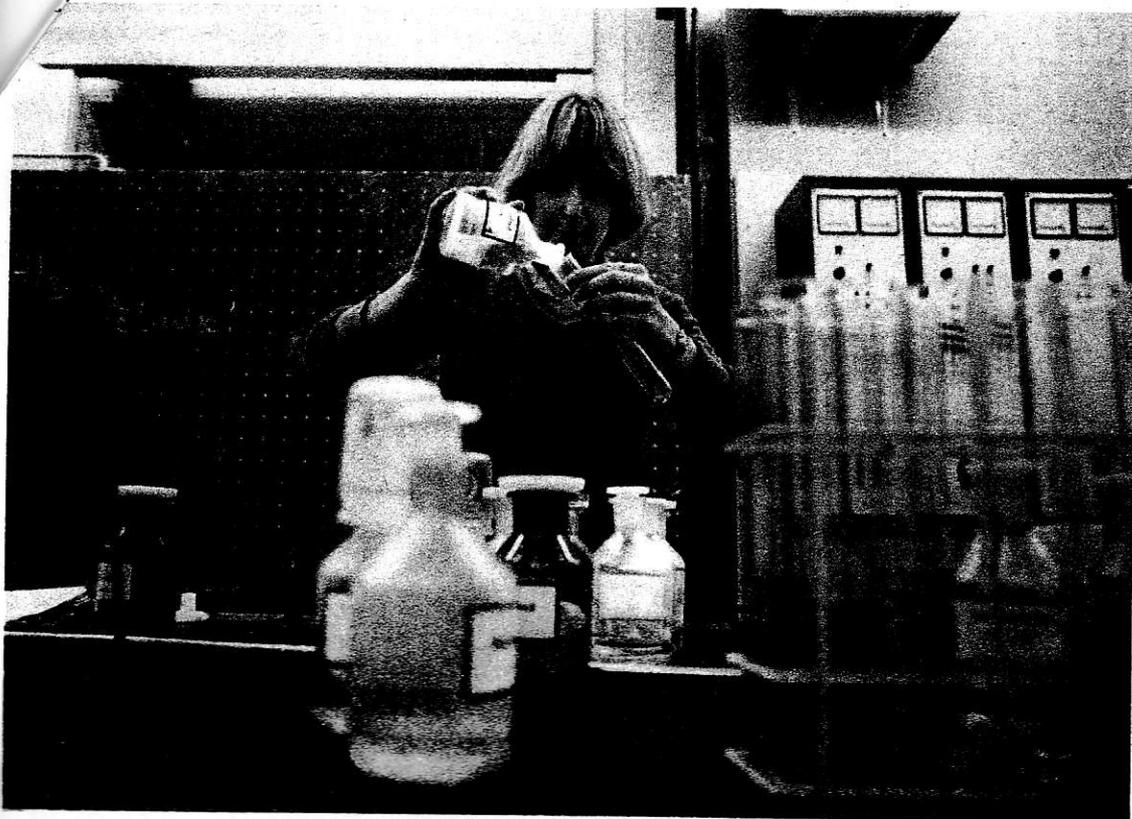
mir ganz schlecht vorstellen“, sagt sie. „Ganz fertig möcht' ich eigentlich nie sein.“ Zwar machen ihr die naturwissenschaftlichen Fächer Spaß, „vielleicht, weil's ganz was anderes ist“, aber sie denkt auch daran, ein Kind zu bekommen, noch mal zu studieren, einen ganz anderen Beruf auszuüben. „Mein Traumjob ist Lehrerin sicher nicht.“

### »Warum die Zeit totschiagen, es gibt doch auch Lehrer«

Vor der sechsten Stunde in ihrer siebten Biologie-Klasse drückt sie die Zigarette jedenfalls mit einem gedehnten Seufzer aus. 38 Kinder, die einen ganzen Vormittag lang in einem viel zu engen, mäßig belüfteten Klassenzimmer eingekastelt gewesen sind, sie weiß, was sie da erwartet, daß der „Körperbau von Gliederfüßlern“ dort wohl kaum stillgebannte Aufmerksamkeit erzeugen wird. Und vielleicht ist sie auch zu lässig normal, zu wenig Autoritätsperson, um in diesem auch für den Betrachter strapaziösen Dreiviertelstundenkrieg überzeugend ihre Stellung halten zu können. Schrille Laute, irre Grimassen, Zappeln, Füßscharren, Püffe, zumindest unverhohlenen Angeödtessein bei den Schülern, mühsam kaschierte Ratlosigkeit bei der Lehrerin, im Radau steckenbleibende Versuche, mit ihrem Thema durchzudringen, Mahnungen, Appelle, Drohungen.

Endlich der Gong-Vierklang. Die Erleichterung, voneinander wegzukönnen, macht sich explosiv Luft. „Heute war sie ja direkt menschlich, die Hexe“, krächzt ein Stimmbruch aus der letzten Bank. „Ach Gott“, meint Ilse Schober achselzuckend, „wenn man so was alles als persönliche Kränkung nähme, hätte man viel zu tun. Auch über den Widerspruch in ihrer alten Schule, „Warum denn die Zeit totschiagen, es gibt doch auch Lehrer“, hat sie sich nicht sonderlich aufgeregt. Im Gegenteil, sie versucht zu erklären. „In der siebten Klasse sind sie voll in der Pubertät, und auf dem Lehrplan stehen Insekten und Wald. Wie sollen sie das besonders spannend finden?“

„Die härteste Belastung für das Nervenkostüm eines Lehrers“ nennt ein älterer Deutschkollege die Situation in der Mittelstufe. Aber das Gefühl der Hilflosigkeit



keit, des Scheiterns gar, nein, das kenne er nicht. „Jedenfalls bin ich noch nie rausgerannt.“

Die Frauen reden wie üblich ausführlicher über ihre Ängste und Probleme. Studienrätin z. A. (zur Anstellung) für Deutsch/Englisch Sonja Ellwanger, mit exzellenten Examensnoten und ausgesprochen hübsch und selbstsicher, erinnert sich aus ihrem ersten Schuldienstjahr an „Magenschmerzen, Alpträume, komplette Lähmung“.

„Eigentlich“, sagt sie, „müßte man ständig flotte ironische Sprüche draufhaben, wenn sie dasitzen mit aufgespannten Schirmen, Füße auf dem Tisch, sich die Taschen auf die Köpfe hauen und einer so tut, als pinkelte er gleich in die Ecke. Aber bei mir setzt in solchen Momenten komplett die Phantasie aus. Irgendwann ist man dann negativ abgestempelt und zerbricht sich stundenlang den Kopf, warum. Ich bin jeden Mittag total erschossen in mein Auto gefallen, voller Fluchtgedanken. Dieses eine Jahr schaffst du wenigstens“, sagte sie sich von quälender Woche zu quälender Woche. Mittlerweile hat sie auch das zweite Jahr ihres Beamtendaseins hinter sich gebracht, die Verzweiflung ist weniger geworden, die Zweifel sind es nicht. „Manchmal macht mir Angst, wie rapide meine früheren idealistischen Vorstellungen abbrök-

## PLÖTZLICH GILT MAN ALS EKEL

Die Chemielehrerin ist Studienrätin »zur Anstellung«. Sie kann wie andere Kolleginnen über Schwierigkeiten mit den Schülern in den ersten Berufsjahren ein Lied singen.

»Eigentlich müßte man ständig flotte Sprüche draufhaben, wenn sie dasitzen mit aufgespannten Schirmen, Füße auf dem Tisch, und einer so tut, als pinkelte er gleich in die Ecke«, klagt eine ihrer Leidensgenossinnen, die Deutsch unterrichtet. Die jungen Frauen im »Lehrkörper« finden sich mit dem Gefühl, plötzlich so etwas wie ein Feindbild abzugeben; weniger leicht ab als die Männer

keln. Neugierig machen wollte ich meine Schüler wenigstens. Aber man kann sich noch so sehr als brillanter Alleinunterhalter versuchen, ob man mit Supertramp-Texten oder aktuellen amerikanischen Zeitschriften rumbastelt, bei den kläglichen Reaktionen bleibt manchmal nur Resignation.“

Mutterseelenallein vor einer im Prinzip unwilligen Majorität zu stehen, bei der man mit den eigenen Einfällen, der eigenen Begeisterung, dem eigenen Umgangston keinesfalls automatisch auf Gegenliebe stößt, dieses Gefühl kann ich aus eigener Erfahrung gründlich nachempfinden. Plötzlich, durch die Rolle bedingt, einem Feindbild zu entsprechen, dem gegnerischen Lager anzugehören, dazu der Druck, sich verstellen zu müssen und eine sich selber ziemlich fremde Erzieher-Person mit pädagogischem Trick-Repertoire zu werden, um in einem Kampf „die oder ich“ (den man nie wollte), nicht hoffnungslos baden zu gehen: das kann ebenso deprimieren wie der Stammplatz zwischen den Stühlen – zwischen vorgegebenen Lehrplanzielen und der oft vollkommen begreiflichen Unlust der Schüler daran.

Manchen natürlich ist ein solches Dilemma völlig fremd. Frau Stadler, die uns zum Kaffee eingeladen hat, läßt an ihrer musterhaften Kompetenz keinen Zwei-

fel aufkommen. „Disziplinprobleme kenne ich nicht, ich habe in meinem Leben nur einen einzigen Verweis geben müssen.“ Frau Stadler ist sichtlich Perfektionistin. Ihr geräumiges Eigenheim ist bis zur Heizkörperverkleidung aus Nußholzgeflecht, zum selbstbestickten Gobelnessel und bis zum absolut leergefegten Schreibtisch („Wissen Sie, ich brauche Ambiente, ich bin 'n Typ für ein Schloß, sagt mein Mann immer“) von ebenso entschlossener Makellosigkeit wie ihre Garderobe. „Sie ahnen nicht, was für einen Halt ein Jackett gibt für die Distance, die ich zum Erziehen brauche. Schließlich sind wir doch diejenigen, die die Normen setzen.“ Wir haben einer Französischstunde von Frau Stadler beigewohnt und ihre Dramaturgie von Steigerung und Dämpfung, von souverän eingeschliffenem Stimm- und Bewegungseinsatz bestaunt.

„Ich bin durchorganisiert von oben bis unten“, beschreibt sich die Oberstudienrätin. Das wäre im Auswärtigen Amt, im diplomatischen Dienst, den sie „eigentlich angestrebt“ hat, gewiß nicht anders gewesen. Aber da sie „absolut der Typ der Ehefrau, nie für die große Freiheit“ gewesen ist, ließ sich ihre Lebensplanung eher mit dem Lehramt verknüpfen. Als Gattin eines wohl-situiereten Tiefbauingenieurs braucht sie das mäßige Sozialprestige des Schuldienstes nicht weiter zu bekümmern. Aber männliche Lehrerkollegen kann die Oberstudienrätin nicht ganz für voll nehmen. „Als Mann hätte ich diesen Beruf niemals ergriffen. Gut, für Jungs aus einfachen Verhältnissen ist er oft der erste Schritt, die échelons hochzusteigen. Aber der Drive, den ein Mann als Jurist, als Arzt, in der freien Wirtschaft braucht, ist doch da nicht verlangt. Wenn einer nicht ganz dämlich ist, hat er von Haus aus immer recht. Und dann merkt so ein Beamter mit 35 den Beton von allen Seiten, daß er lebenslänglich hat. Wer 'n bißchen hochkommen, 'n bißchen Studiendirektor werden will, kann den auslaufenden Modellen auf den höheren Funktionsposten ja kein Gift in die Milch geben.“

Aus dem Lehrerkollegium, das sie privat eher meidet („ich bin da mehr für ‚guten Tag und guten Weg‘ bestimmt nicht der Typ für

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 62

## DIE PAUKER: »NERVEN MÜSSTE MAN HABEN«

'n Stammtisch im Bären“), läßt sie hauptsächlich einen als ebenbürtig gelten, den Studiendirektor Erwin Berngruber, Latein/Deutsch/Geschichte. „Der Mann besitzt Bildung, das dürfen Sie aber pfeifen. Der ist im Grunde der Typ des klassischen Dilettanten, der seine Neigung zur Profession gemacht hat.“

Die beeindruckende „Ambiance“, die sich bei Berngrubers entfaltet, läßt auf eine weitere Neigung schließen: erlesene Antiquitäten von spätmittelalterlichen Tafelbildern über Kruzifixe und Renaissanceschränke bis zum Biedermeier. Neben dem Schreibsekretär steht ein schwungvoller heiliger Benedikt. Seine Schatzkammern zeigt der Lateinlehrer („wissen Sie, es gibt da so was wie Kollegeneid“) zunächst zögernd, dann aber mit spürbarem Stolz – auf seine riesige Sammlung alter Stiche zum Thema Schule, seine Michelmann-Kästchen von 1600

(„das müssen Sie mal in die Hand nehmen!“), auf seine antike unteritalienische Trinkschale, die er dann und wann mit 0,7 Liter Wein füllt und im Unterricht kreisen läßt, wenn das „Gastmahl des Trimalchio“ dran ist: „Wie sich da die Blume entfaltet“, sagt er genießerisch, „wie der Wein über die Zunge läuft, das ist für die Schüler die totale Sinneserfahrung.“

Altphilologe Berngruber, der sich selbst als „Wertkonservativen“ sieht („ich bin jemand, der Butterbrotpapiere glattstreicht und aufhebt“), widerfuhr die Erleuchtung, statt Kunsthändler lieber Lehrer werden zu wollen, „Auge in Auge“ mit einem alten Lateinlehrer im bayerischen Traditionsinternat Ettal, das er absolviert hat: „Das wirst du auch, das machst du, das ist toll.“ Gewiß gehört er nicht zur linksprogressiven Fraktion des Gymnasiums, er, der seufzt, daß mit den Jugendlichen heute „kein g'scheiter Cäsar“ mehr zu machen sei, der eine Stunde vorbereitet, die das ihm nicht recht genehme „Menschenbild der Iphigenie“ mit christlichen Ethikgrundsätzen ergänzt, der aber ge-

nug Selbstironie besitzt, um sich über technische Alltagshürden zu belustigen: „Da bin ich mit dem halben Kopf bei der ‚Ichhaftigkeit und der Bestimmung des Menschen‘, und mit der anderen Hälfte denk' ich, nimmst jetzt das Abzugspapier für a Zehnerl oder für zwanzig Pfennig.“

Mit den linken Schülern hat er sich in den diskussionsfrohen Sechzigern gerne herumgestritten, mit den linken Lehrern an der Schule sieht er als Personalratsmitglied heute keine Schwierigkeiten. „Wir haben hier keine getarnten DKP-Leute. Das sind alles Sozialdemokraten, kompromißfähig, menschlich, als Kollegen hilfsbereit.“

### Drei Stunden über die Treue zur »FDGO« ausgequetscht

Die GEW-Gruppe in G. ist winzig, um die zehn Mitglieder hat sie. Und „wir machen auch kaum was“, gibt der schnauzbärtige Studienrat z. A. Stefan Eichberg achselzuckend zu, „als so eine vage fortschrittliche Linie halten“. Das politische Klima am Gymnasium von G. ist ziemlich friedfertig und störungsmäßig.

Konfrontation findet begrenzt statt, sowohl zwischen Lehrern unterschiedlicher Couleur als auch zwischen Lehrern und Schülern. Das liegt, denkt Stefan Eichberg wie viele seiner Kollegen, „an unserem lieben Chef“. Oberstudiendirektor Albert Hahn sei „ein Mann der neuen Welle im KuMi, zwar CSU, aber betont freundlich demokratisch, mit integrativem statt autoritärem Stil“. Dabei legt sich der Schulleiter durchaus auch in scharfen Briefen mit seinem Ministerium an, wenn es um Aufsatzthemen geht, die manchen Eltern aus dem wohletablierten konservativen Großbürgertum von G. nicht passen und über die sie sich dann direkt telefonisch beim Kultusministerium beschweren. Eichbergs Thema „Frieden schaffen ohne Waffen“ war ein solcher Anlaß. „Ich bin so einer mit rotem Sternchen aus der Studentenzeit“, sagt der Studienrat, „Rote Zellen und SDS – drei Stunden haben sie mich im Ministerium nach meiner FDGO-Treue ausgequetscht. Als Rache ist mir nichts anderes eingefallen, als eine stinkende Rothhändle nach der anderen im



Zauber des Orients. Farbenfrohe Folklore. Mitreißende Musik. Und Sonnenstrände – so weit das Auge reicht. Palmengesäumte Umpflicht von saphirblauer See. Vom karnevalsfreudigen Goa mit seinen beschwingten Tanztakten bis hinunter zu Kovalam Beach. Über die bunte Pracht der Sandstrände von Kap Comorin bis hinauf nach Madras und den märchenhaften Küstentempeln von Mahabalipuram.

Entscheiden Sie sich jetzt für sonnendurchwärmte Winterferien an einem indischen Strand. Wir – oder Ihr Reisebüro – geben Ihnen gerne Auskunft über die günstigsten Termin- und Preis-Arrangements.

Staatliches Indisches Verkehrsbüro, Kaiserstraße 77, 6 Frankfurt

*india*

Warum nicht auch Sie?  
Und warum nicht gleich?